

Rittmeister Brand.

6]

Erzählung von Marie von Ebner-Eschenbach.

Eines Tages war Dietrich auch noch in den Volksgarten gegangen. Er nahm dort Platz auf einer Bank mit der Aussicht auf das Grillparzerdenkmal und freute sich, daß es wieder Frühling war, daß die Natur in erneuter Jugendherrlichkeit blühte und daß die Menschen ihrer pflegten, mit so viel Sorgfalt und Geschmac, wie es hier geschah, in diesem kleinen irdischen Paradiese. Er freute sich auch, daß sie in all die Schönheit Schönes hingestellt haben, das edle Denkmal, das unsern Dichter veranschaulicht mit ergreifender Wahrheit, und die Werke seines Schöpfergeistes im beseelten Steine vor uns aufleben läßt.

Brand lächelte vor sich hin. Er gedachte der Neußerung, die eine seiner Cousinen einst getan hatte: „Heirate doch, es ist noch gerade Zeit. Du hast Kinder so gern, und eigene sind noch etwas ganz anderes als fremde, und eine angenehme Häuslichkeit ist auch nicht zu verschmähen.“

Häuslichkeit, eigene Kinder — als ob ein Mensch ihrer bedürfe, der gewöhnt ist, sich überall häuslich einzurichten; dem alles Gute und Schöne in der Welt gehört, weil er es lieben und bewundern kann. Die glauben, nur das zu besitzen, was sie an sich gerissen haben, das sind die ewig Unersättlichen und ewig Entbehrenden.

In seiner Nachbarschaft hatten sich drei fein aussehende Damen auf eine Bank niedergelassen; offenbar Gouvernanten in sehr wohlhabenden Häusern. Es waren zwei ältliche Engländerinnen, die in guter Laune und schlechtem Französisch ein eifriges Gespräch mit einer jungen — ihr tadelloser Akzent verriet's — Pariserin führten. Ihre drei Böglinge, nicht Kinder mehr und noch nicht Patsische, pendelten auf dem Wege zwischen ihren Wändigerinnen und Brand hin und her.

Er konnte einiges hören von ihrer laut und ungeniert geführten Konversation:

„Du, Aurora,“ sagte das muntere Ding am linken Flügel, das in Blau gekleidet, blond, frisch und ein wenig unterseht war, zu der in der Mitte Schreitenden, „Deine Stiefeletten sind hübscher als die meinen, aber ich habe einen hübscheren Fuß.“

„Und ich habe eine hübschere Taille,“ fiel das Fräulein zur Rechten ein. „Die Deine ist ja viel zu lang.“ Sie prangte havannafarbig, und man konnte schwerlich eine zierliche Gestalt sehen.

Allerdings durfte sich die zwischen den beiden wandelnde, edige und blasse Aurora an persönlichen Vorzügen mit ihnen nicht vergleichen. Dafür aber schlug ihre Toilette die der Freundinnen völlig. Allerersten Ranges waren der hellgraue Stoff und die Wache des Kleides, und der Hut mit seiner breiten, genial aufgestülpten Krempe und seinem Federngevoqe. Wenn eine Harpye ihn aufgefekt hätte, jedermann würde ausgerufen haben: „O wie anmutig sehen Sie heute aus, meine Gnädige!“

Ihre Verhandlung eifrig fortführend, hatten sich die Fräulein mitten auf dem Wege aufgepflanzt, als von der Ringstraße, in der Richtung gegen den äußeren Burgplatz, zwei ärmlich gekleidete Kinder einher kamen. Ein Knabe von etwa sieben Jahren und ein viel jüngeres Mädchen. Der Knabe, hoch aufgeschossen und schwächig, trug an einem Riemen am Arme eine der mit Wachseleinwand überzogenen Schachteln, in denen Modehändler ihre Ware verpacken. Das kleine Mädchen im ausgewaschenen Percailkleidchen, einen blauen, gestrickten Capuchon auf dem Kopfe, ein Lächeln um die mageren Schultern geschlungen, hüpfte neben ihm her.

Bei dem Anblick der aufgeputzten Fräulein blieb sie plötzlich stehen und staunte, wie angenagelt vor Entzücken, zu ihnen hinauf. Besonders hingerissen schien sie von dem grauen Federhut; zu ihm kehrte ihr leuchtender Blick immer wieder zurück.

Sie wurde bemerkt, die Modedädchen nahmen den Zoll naiver Bewunderung, den das Kind ihnen darbrachte, spöttisch auf, und die Blaue sprach:

„Wie dumm sie ist!“

„Und wie sie nach Armut riecht,“ setzte Aurora mit der langen Taille hinzu. „Meine Mama sagt, das ist der ärgste Geruch. Böhmisches Spizen riechen manchmal so.“

Die Kleine verstand sie nicht. Seelenvergnügt blieb sie regungslos wie ein hypnotisiertes Hühnchen, bewunderte weiter und bemerkte nicht, daß sie ausgelacht und verachtet wurde.

Der Auftritt hatte außer Brand noch einen Beobachter gehabt, einen sehr jugendlichen. Ein braunes, ungemein feinknochiges Bübchen verließ eine Gruppe Spielgenossen und kam auf die Verpottete zu mit einer herzigen und komischen Gebärde. Er verschränkte die Finger so fest er konnte und streckte die gerungenen Hände einmal ums andere mit beständigem Rude von sich. So trat er, kämpfend mit Empörung und Mühnung, vor das arme Kind hin und sagte im durchdrungensten Tone:

„Wenn sie nur zu mir käme, in mein Haus, ich würd ihr geben, was ich nur hab.“

Sie sah ihn eine Weile überrascht und zweifelnd an, steckte zuerst ihr Zeigefingerchen in den Mund, zog es dann heraus und deutete schüchtern auf seine hundsledernen Handschuhe: „Die gib mir.“

Sogleich fing er an, hastig an ihnen zu zerren, brachte sie auch herunter; als er sie aber der Kleinen reichte und sie danach griff, kam ihr Bruder ihr zuvor.

„Wir dürfen nichts annehmen. Du weißt, Annerl, die Mutter will's nicht,“ sagte er sehr sanft und entschieden, und es war ein merkwürdig trauriger Klang in seiner Stimme. „Wir danken Ihnen vielmals, junger Herr; komm Annerl,“ er zog seine Schwester mit sich fort.

Der abgewiesene Wohlthäter sah ihnen verdutzt und bestürzt nach. Dietrich stand auf und half ihm seine Handschuhe wieder anziehen, allein wäre er damit kaum fertig geworden.

„Wie alt bist Du?“ fragte Brand, als die für sie beide sehr schwierige Arbeit zustande gebracht war.

„Fünf Jahre.“

„Wie heißt Du?“

Der Taufname des Bübleins war Fritz, sein Familienname der eines österreichischen Grafen- und Fürstengeschlechts.

„Fritz,“ sagte der Rittmeister, „Du hast einen schönen Namen, weißt Du, was das heißt? Weißt Du auch, was es heißt, seinem Namen Ehre machen?“

Der Kleine hob seine prachtvollen, von langen dunklen Wimpern beschatteten Augen zu Brand empor und erwiderte ohne Bögern: „O ja.“

Dietrich verbiß ein Lächeln: „Nun, wenn Du das jetzt schon weißt, dann salutiere — das heißt,“ verbesserte er sich, „dann grüße ich Dich.“

Er küßte den Hut, und der Kleine riß den seinen förmlich herunter, holte weit aus mit der Rechten und machte eine tiefe, respektvolle Verbeugung.

„Der verspricht, der verspricht,“ dachte Brand: „so jung er ist, kennt er schon das Mitleid und die Ehrfurcht. Beim Mitleid und bei der Ehrfurcht fängt der Mensch an, sehr früh also bei diesem Fritzchen.“

Er verließ den Garten und folgte den Kindern, die „nach Armut rochen.“

7.

Er hatte die kleinen Gestalten bald entdeckt, und bald auch hatte er sie eingeholt. Was war es doch, was ihn unwiderstehlich zu ihnen hinzog? Nicht Teilnahme, nicht sein immer reger Helfedrang allein. Es war mehr; ein tieferes, ein ganz eigenes Interesse, das besonders der Anblick des Knaben in ihm erweckt hatte. Er fragte sich, an wen er ihn mahne, mit seinen aschblonden Haaren, seiner durchsichtigen Haut, seiner Sprechweise, seiner Haltung, in der zwei Gegensätze sich so anmutig vereinten: Stolz und Schüchternheit.

Die Kinder gingen über die beiden Burgplätze und verschwand auf dem Kohlmarkt im Torweg eines alten, stattlichen Hauses, einst das Eigentum eines großen Herrn, jetzt das eines Pferdehändlers, und vermietet an allerlei Parteien. Ein Schild mit der Aufschrift: „Madame Amélie“ war unter dem Mittelfenster des ersten Stockes angebracht, und hinter

den großen, blanken Spiegelscheiben blühte ein Garten von Güten und Gaben, quollen aus halb geöffneten Kartons Bäche von Spitzen, Ströme von Gaze und Seidenstoffen hervor.

So wenig Dietrich Brand sich auch um die Berühmtheiten der Damenmodenwelt kümmerte, der Name Amélie Vernon war bis zu ihm gedrungen. Seine Cousinen sagten in einem Tone: „O Madame Vernon! Ja, Madame Vernon!“ der so viel hieß wie: Erhaben über alle Kritik.

Eine solche Großmacht schickt ihre Waren gewiß nicht durch Kinder aus. Was hatten die armen beiden hier zu holen oder hierher zu bringen?

Er wollte es wissen und entschloß sich, auf ihre Rückkehr zu warten. Nach einer Viertelstunde erschien klein Annerl wieder und trug ein Weißbrot in der einen und einen Apfel in der anderen Hand. Bläß und müde kam ihr Bruder nach. Brand hielt ihn an und fragte auf gut Glück in geschäftsmäßigem Tone, ob Madame Vernon zu Hause sei? Ja wohl, die Kinder kamen von ihr, hatten sie eben gesprochen.

„Und das hat sie mir geschickt,“ sagte Annerl, und hob ihr Weißbrot und ihren Apfel triumphierend in die Höhe.

„Und das darfst Du auch annehmen, die Mutter erlaubt es Dir, Annerl?“

„Ja, das erlaubt die Mutter, und auch Georg erlaubt's.“

„Georg,“ wiederholte Brand. „Dein Bruder, nicht wahr?“ Er legte die Hand auf den kleinen, blauen Capuchon und sagte ziemlich unüberlegt: „Ich wäre froh, wenn ich Dir auch etwas schenken dürfte, Annerl.“

„Nein, nein, dank, wir danken,“ stieß Georg rasch hervor. Er war bei den Worten Dietrichs rot geworden über das ganze Gesicht bis unter die Haare, und seine Augen leuchteten plötzlich auf.

Jetzt wußte Brand, an wen ihn das Kind vom ersten Moment an erinnert hatte. Vergessene Unbergesene — arme Sophie! Dieses Erröten, dieses Ausleuchten im Blicke hatten oft sein stilles Entzücken ausgemacht. Die ganze Reinheit, aller Stolz des Mädchens, das er liebte, sprach aus ihnen. Was ihr das Blut in die Wangen und in die Stirne trieb, war nicht Verwirrung, nicht Beschämung, es war ein schmerzliches Staunen, eine leidvolle Entrüstung: „Ich erröte, ja, aber für Euch!“ — Brand sah sie vor sich, wie damals in der peinlichen Stunde, in der der Riß zwischen ihnen entstanden war. . . .

„Du heißest Georg Müller, mein lieber Junge,“ sagte er zu dem Knaben.

Der erschrak und sah ihn voll Mißtrauen an. Wie kam der fremde Mann dazu, nach seinem Namen zu fragen? Er suchte seine Angst hinter einer trotzig abwehrenden Miene zu verbergen, ergriff die Hand seiner Schwester und hastete mit ihr davon.

Brand blickte ihnen nach: Ihre Kinder! ja gewiß — auch das Mädchen hatte Aehnlichkeit mit ihr in den Bewegungen, dem Gang, in der Art und Weise, den Kopf zu tragen. Im Fortreiten noch wendete Annerl sich mehrmals um und lächelte den erstarrten, alten Herrn an, vor dem davonzulaufen ihr Bruder sie zwang, und der ihr gar keine Furcht einflößte, o nein, nicht die mindeste!

Ihre Kinder — das waren sie, so hatte er sie gefunden. Die Wirklichkeit übertraf seine traurigsten Befürchtungen. Das schieue Wesen des Knaben, seine Beschäftigung, die Kleidung, das Aussehen der Kleinen. Alles, alles an ihnen erzählte von Dirftigkeit, von Entbehrung, von einem harten Kampfe um das tägliche Brot.

Dietrich blieb noch eine Weile unter dem Tore stehen. Mit mächtiger Selbstüberwindung rang er die tiefe Gemütsbewegung nieder, die ihn ergriffen hatte; kein äußeres Zeichen durfte verraten, was in ihm vorging.

Als ein sehr gefasener, fast übertrieben höflicher Mann betrat er den Modesaal und wurde von Fräulein Julie, einer gut erhaltenen Schönheit „comme il faut“ bis an die Spitzen ihrer langen, lanzenförmig zugeschnittenen Nägel, würdevoll empfangen. Sie schien befremdet, als er sie bat, fragen zu wollen, ob er die Ehre haben könne, mit Madame Vernon selbst und zwar privatim zu sprechen. Das Fräulein übernahm seine Karte, warf einen Blick darauf — und war elektrifiziert.

„Dietrich Brand! Herr Rittmeister Brand . . .“

„Nein, mein Fräulein, Brand kurzweg; ich habe meinen Militärcharakter abgelegt.“

Aber das wußte Fräulein Julie besser. Ablegen, einen solchen Charakter? Als ob man das könnte! Niel O, sie hatte die Gnade, den Herrn Rittmeister zu kennen, hatte so viel von ihm gehört. O, und wer nicht? Und einige ihrer Verwandten hatten die Gnade gehabt, unter ihm zu dienen. Und nun wollte sie die Gnade haben, ihn der gnädigen Frau zu melden. Einen solchen Besuch werde sie sicherlich empfangen, wenn auch sonst keinen anderen, denn die gnädige Frau sei heute nervös.

Sie enteilte, und Brand ließ ein mißbilligendes: „Hm, hm, nervös“ vernehmen, worauf ihn einige der Magazins-Damen verstohlen anguckten. Andere sicherten vor sich hin, und ein lustiges Ding von einer Modistin, das eben einer ältlichen Kundin einen sehr jugendlichen Hut anprobierte, rang mit einem Achkrampfe.

Nach kurzer Zeit war Fräulein Julie wieder da und ersuchte den Herrn Rittmeister, die Gnade zu haben, ihr zu Madame Vernon zu folgen. Sie geleitete ihn durch eine Reihe von Ateliers und Salons und verabschiedete sich mit einem wundervollen Knix, in den sie ihre ganze Seele legte, an der Tür des Boudoirs der Gebieterin.

(Fortsetzung folgt.)

Romeo und Julia auf dem Dorfe.

Seldwylers Geschichte von Gottfried Keller.

3] Nachdruck verboten.

Da sie eine faule Sache hatten, so gerieten beide in die allerschlimmsten Hände von Laufendkünstlern, welche ihre verborbene Phantasie aufbliesen zu ungeheuren Blasen, die mit den nichts-nutzigsten Dingen angefüllt wurden. Vorzüglich waren es die Spekulanten aus der Stadt Seldwyla, welchen dieser Handel ein gefundenes Essen war, und bald hatte jeder der Streitenden einen Anhang von Unterhändlern, Zuträgern und Ratgebern hinter sich, welche alles bare Geld auf hundert Wegen abziehen wußten. Denn das fleckige Erde mit dem Steinhäufen darüber, auf welchem bereits wieder ein Wald von Kesseln und Disteln blühte, war nur noch der erste Keim oder der Grundstein einer verworrenen Geschichte und Lebensweise, in welcher die zwei fünfzigjährigen noch andere Gewohnheiten und Sitten, Grundsätze und Hoffnungen annahmen, als sie bisher geübt. Je mehr Geld sie verloren, desto sehnlicher wünschten sie, welches zu haben, und je weniger sie hatten, desto hartnäckiger dachten sie reich zu werden und es dem andern zuzuzutun. Sie ließen sich zu jedem Schwindel verleiten und setzten auch jahraus, jahrein in alle deutschen Lotterien, deren Lose massenhaft in Seldwyla zirkulierten. Aber nie bekamen sie einen Taler Gewinn zu Gesicht, sondern hörten nur immer vom Gewinnen anderer Leute, und wie sie selbst beinahe gewonnen hätten, in dessen diese Leidenschaft ein regelmäßiger Geldabfluß für sie war. Bisweilen machten sich die Seldwylar den Spaß, beide Bauern, ohne ihr Wissen, am gleichen Lose teilnehmen zu lassen, so daß beide die Hoffnung auf Unterdrückung und Vernichtung des andern auf ein und dasselbe Los setzten. Sie brachten die Hälfte ihrer Zeit in der Stadt zu, wo jeder in einer Spelunke sein Hauptquartier hatte, sich den Kopf aufblasen und zu den lächerlichsten Ausgaben und einem elenden und ungeschickten Schlemmen verleiten ließ, bei welchem ihm heimlich doch selber das Herz blutete, also daß beide, welche eigentlich nur in diesem Hader lebten, um für keine Dummköpfe zu gelten, nun solche von der besten Sorte darstellten und von jedermann dafür angesehen wurden. Die andere Hälfte der Zeit lagen sie verdrossen zu Hause oder gingen ihrer Arbeit nach, wobei sie dann durch ein tolles, böses Ueberhasen und Antreiben das Veräumte einzuholen suchten und damit jeden ordentlichen und zuverlässigen Arbeiter verschreckten. So ging es gewaltig rückwärts mit ihnen, und ehe zehn Jahre vorüber, stekten sie beide von Grund aus in Schulden, und standen wie die Störche auf einem Weine auf der Schwelle ihrer Besitztümer, von der jeder Lusthauch sie herunterwehte. Aber wie es ihnen auch erging, der Haß zwischen ihnen wurde täglich größer, da jeder den andern als den Urheber seines Unsterns betrachtete, als seinen Erbfeind und ganz unvernünftigen Widersacher, den der Teufel absichtlich in die Welt gesetzt habe, um ihn zu verderben. Sie spien aus, wenn sie sich nur von weitem sahen, kein Glied ihres Hauses durfte mit Frau, Kind oder Gefinde des andern ein Wort sprechen, bei Vermeldung der größten Mißhandlung. Ihre Weiber verhielten sich verschieden bei dieser Verarmung und Verschlechterung des ganzen Wesens. Die Frau des Marti, welche von guter Art war, hielt den Verfall nicht aus, härmte sich ab und starb, ehe ihre Tochter vierzehn Jahre alt war. Die Frau des Manz hingegen bequeme sich der veränderten Lebensweise, und um sich als eine schlechte Genossin zu entfallen, hatte sie nichts zu tun, als einigen weiblichen Fehlern, die ihr von jeher angehaftet, den Bügel schießen zu lassen und dieselben zu Lastern auszubilden. Ihre Nachsichtigkeit wurde zu wilder Begehrlichkeit, ihre Zungenfertigkeit zu einem grundsätzlichen und verlogenen Schmeichel- und Verleumdungswesen, mit welchem

sie jenen Augenblick das Gegenteil von dem sagte, was sie dachte, alles hintereinander hefte und ihrem eigenen Manne ein K für ein H vormachte; ihre ursprüngliche Offenheit, mit der sie sich der unschuldigeren Plauderei erfreute, war nun zur abgehärteten Schamlosigkeit, mit der sie jenes falsche Wesen betrieb, und so, statt unter ihrem Manne zu leiden, drehte sie ihm eine Nase; wenn er es arg trieb, so machte sie es bunt, ließ sich nichts abgeben und gedieh zu der dicksten Blüte einer Vorfieherin des zerfallenden Hauses.

So war es nun schlimm bestellt um die armen Kinder, welche weder eine gute Hoffnung für ihre Zukunft fassen konnten, noch sich auch nur einer lieblich frohen Jugend erfreuten, da überall nichts als Jank und Sorge war. Brenchen hatte anscheinend einen schlimmeren Stand, als Sali, da seine Mutter tot und es einsam in einem wüsten Hause der Tyrannei eines verwilderten Vaters anheimgegeben war. Als es sechzehn Jahre zählte, war es schon ein schlankgewachsenes, ziervolles Mädchen; seine dunkelbraunen Haare ringelten sich unablässig fast bis über die blühenden braunen Augen, dunkelrotes Blut durchschimmerte die Wangen des bräunlichen Gesichtes und glänzte als tiefer Purpur auf den frischen Lippen, wie man es selten sah und was dem dunklen Kinde ein eigentümliches Ansehen und Kennzeichen gab. Feurige Lebenslust und Fröhlichkeit zitterte in jeder Faser dieses Wesens; es lachte und war aufgelegt zu Scherz und Spiel, wenn das Wetter nur im mindesten lieblich war, d. h. wenn es nicht zu sehr gequält wurde und nicht zu viel Sorgen hatte. Diese plagten es aber häufig genug; denn nicht nur hatte es den Kummer und das wachsende Elend des Hauses zu tragen, sondern es mußte noch sich selber in acht nehmen und mochte sich gern halbwegs ordentlich und reinlich kleiden, ohne daß der Vater ihm die geringsten Mittel dazu geben wollte. So hatte Brenchen die größte Not, seine anmutige Person einigermaßen auszustaffieren, sich ein allerbescheidenstes Sonntagskleid zu erwerben und einige bunte, fast wertlose Halbtüchlehen zusammenzuhalten. Darum war das schöne, wohlgenute junge Blut in jeder Weise gedemütigt und gehemmt und konnte am wenigsten der Hofart anheimfallen. Ueberdies hatte es bei schon erwachendem Verstande das Leiden und den Tod seiner Mutter gesehen, und dies Andenken war ein weiterer Zügel, der seinem lustigen und feurigen Wesen angelegt war, so daß es nun höchst lieblich, unbedenklich und rührend sich ansah, wenn trotz alledem das gute Kind bei jedem Sonnenblick sich ermunterte und zum Lächeln bereit war.

Sali erging es nicht so hart auf den ersten Anschein; denn er war nun ein hübscher und kräftiger junger Bursche, der sich zu wehren wußte, und dessen äußere Haltung wenigstens eine schlechte Behandlung von selbst unzulässig machte. Er sah wohl die üble Wirtshaft seiner Eltern und glaubte sich erinnern zu können, daß es einst nicht so gewesen, ja er bewahrte noch das frühere Bild seines Vaters wohl in seinem Gedächtnis als eines festen, klugen und ruhigen Bauers, desselben Mannes, den er jetzt als einen grauen Narren, Händelführer und Müßiggänger vor sich sah, der mit Loben und Prahlen auf hundert törichte und verhänglichen Wegen wandelte und mit jeder Stunde rückwärts ruderte wie ein Krebs. Wenn ihm nun dies mißfiel und ihn oft mit Scham und Kummer erfüllte, während es seiner Unerfahrenheit nicht klar war, wie die Dinge so gekommen, so wurden seine Sorgen wieder betäubt durch die Schmeichelei, mit der ihn die Mutter behandelte. Denn um in ihrem Anwesen ungestörter zu sein und einen guten Partiegänger zu haben, auch um ihrer Großtuererei zu genügen, ließ sie ihn zukommen, was er wünschte, kleidete ihn sauber und prahlend und unterstützte ihn in allem, was er zu seinem Vergnügen vornahm. Er ließ sich dies gefallen ohne viel Dankbarkeit, da ihm die Mutter viel zu viel dazu schwakte und log, und indem er so wenig Freude daran empfand, tat er lässig und gedankenlos, was ihm gefiel, ohne daß dies jedoch etwas Liebles war, weil er für jetzt noch unbeschädigt war von dem Beispiele der Alten, und das jugendliche Bedürfnis fühlte, im ganzen einfach, ruhig und leidlich tüchtig zu sein. Er war ziemlich genau so, wie sein Vater in diesem Alter gewesen war, und dieses stößte demselben eine unwillkürliche Achtung vor dem Sohne ein, in welchem er mit verwirrtem Gewissen und gepeinigter Erinnerung seine eigene Jugend achtete. Trotz dieser Freiheit, welche Sali genoß, ward er seines Lebens doch nicht froh, und fühlte wohl, wie er nichts Rechtes vor sich hatte und ebensowenig etwas Rechtes lernte, da von einem zusammenhängenden und vernunftgemäßen Arbeiten in Manzens Hause längst nicht mehr die Rede war. Sein einziger Trost war daher, stolz auf seine Unabhängigkeit und einseitige Unbescholtenheit zu sein, und in diesem Stolz ließ er die Tage trübig verstreichen und wandte die Augen von der Zukunft ab.

Der einzige Zwang, dem er unterworfen, war die Feindschaft seines Vaters gegen alles, was Marti hieß und an diesen erinnerte. Doch wußte er nichts Besseres, als daß Marti seinem Vater Schaben zugefügt, und daß man in dessen Hause ebenso feindlich gesinnt sei, und es fiel ihm daher nicht schwer, weder den Marti noch seine Tochter anzusehen und seinerseits auch einen angehenden, ziemlich gleichgültigen Feind vorzustellen. Brenchen hingegen, welches mehr erdulden mußte, als Sali, und in seinem Hause viel verlässener war, fühlte sich weniger zu einer förmlichen Feindschaft aufgelegt und glaubte sich nur verachtet von dem wohlgeleiteten und scheinbar glücklicheren Sali; deshalb verbarg sie sich vor ihm, und wenn er irgendwo nur in der Nähe war, so entfernte sie sich eilig, ohne daß er sich Mühe gab, ihr nachzublicken. So kam es, daß er das Mädchen schon seit ein paar Jahren nicht mehr in der Nähe gesehen und gar nicht wußte, wie es aussah, seit es herangewachsen.

Und doch wunderte es ihn zuweilen ganz gewaltig, und wenn überhaupt von den Martis gesprochen wurde, so dachte er unwillkürlich nur an die Tochter, deren jetziges Aussehen ihm nicht deutlich, und deren Andenken ihm gar nicht verhaßt war.

(Fortsetzung folgt.)

Deutscher Naturforschertag.

Aus den Sitzungen der Abteilungen muß vor allem der Vortrag erwähnt werden, den der berühmte Berliner Chemiker Emil Fischer, der Zucker- und Eiweißforscher, vor den vereinigten Chemikern, Botanikern, Zoologen und Physiologen hielt über die Chemie der Gerbstoffe.

Ein Enkel Liebig's hat vor wenigen Tagen Verrichtungen über den Niedergang der chemischen Wissenschaft in Deutschland geäußert; die neuen Leistungen beweisen das Gegenteil, sie bedeuten wiederum einen Höhepunkt der Wissenschaft. Drei große Gebiete der organischen Chemie (Chemie des Kohlenstoffs) hat F. der Welt bereits erschlossen: Die Chemie des Zuckers, die Chemie der sogenannten Purinstoffe, zu denen Körper wie das Tein und Stoffein gehören, und die Chemie der Eiweißkörper. Jetzt macht er der wissenschaftlichen Welt bekannt, daß es ihm gelungen ist, ein viertes großes Gebiet in gleicher Weise der wissenschaftlichen Erkenntnis zu erschließen, das große Gebiet der Körperklasse, die man seit Tausenden von Jahren zum Gerben der tierischen Haut benutzt und unter dem Namen der Gerbstoffe zusammenfaßt. Bisher war ihr innerer Aufbau sehr umstritten; da also auf analytischem Wege (durch Abbau, Zerlegung) an diese Körper nicht heranzukommen war, hat F. mit Hilfe eigener Methoden den Weg der Synthese (des künstlichen Aufbaus) gewählt und so Aufklärung geschaffen über die Verfestung der ziemlich komplizierten Moleküle dieser Gruppe von Stoffen, die für das Pflanzenreich in verschiedenster Hinsicht große Bedeutung haben. Der Hauptkörper dieser Gruppe, das sogenannte Tannin, ist jetzt dahin aufgestellt, daß es eine Verbindung der Glykose (Traubenzucker) mit Gallussäure ist.

Nachdem er die chemischen Eigenschaften klar gelegt, bespricht F. die Bedeutung dieser Arbeiten für die Pflanzenphysiologie und in humorvoller Weise schildert er, wie auch in Kreisen, wo das Durchaus nicht beabsichtigt ist, der Naturforscher nach dem Jwed oder Nugen dieser Arbeiten gefragt wird. So wurde er, als er bei einem Vortrag in der Berliner Akademie der Wissenschaften eine synthetische Tinte vorführte, gefragt, ob sie denn billiger sei als die gewöhnliche Tinte. Mit gutem Gewissen hätte er das verneint und auch das Tannin würde kaum jemals in technischer Weise synthetisch dargestellt werden. Wenn die Technik dennoch auf diesem Gebiete zu ihrem Rechte kommt, so würde es wohl auf dem Gebiet der Geschmacksstoffe sein; in den verschiedenen Genussmitteln, Wein, Kaffee, Tee, spielen gerade die Gerbstoffe eine ganz besondere, den Geschmack beeinflussende Rolle und aus der Erforschung der Eigenart dieser Stoffe kann daher vielleicht auch die Technik Nutzen ziehen. In humorvoller Weise schilderte F. die Unterredungen mit seiner Köchin und mit anderen Küchengelehrten bis zum Patissier, zu deutsch Zuckerbäcker, eines großen Hotels über die Frage, daß der Säuregehalt der Früchte in den Schalen größer sei, als in anderen Teilen. F. hätte gerne festgestellt, ob diese Tatsache in der Küche eine praktische Anwendung finde. Das Einzige, was er feststellen konnte, war, daß ihm seine Köchin (eine intelligente Person) sagte: „Wenn ich die Pflaumen loche (also mit Schale), muß ich mehr Zucker nehmen.“ Es ist eine allgemein verbreitete Ansicht, daß man Säure mit Zucker mildern könne; sie ist aber unrichtig, den Geschmack kann man freilich unterdrücken, aber wenn man Säure nicht verträgt, verdirbt man sich doch den Magen. Der tiefere Grund dieser scherzhaften Bemerkung ist, daß die Forschungen auch ergeben haben, daß die Pflanzen auch in der Lage sind, durch direkte Veresterung (Bindung) mit Zucker sich der Säure, die ihrem Organismus eventuell schädlich wäre, zu entledigen. Es ist das eine für die Pflanzenphysiologie überaus interessante Tatsache.

Fischer hat sich auch mit dem Molekulargewicht der hergestellten Stoffe beschäftigt und bei einem dieser Körper aus der Tannin-Gruppe ganz zuverlässig das Molekulargewicht 4000 bestimmt. Er meinte, daß um diese Zahl herum sich auch das Molekulargewicht sämtlicher Eiweißkörper bewege und daß man dieser Frage vom wissenschaftlichen Standpunkt viel Beachtung schenken müsse. Diese Seite der Forschungen bedeutet vielleicht ein Gegenstück zu den Forschungen der physikalischen Chemiker, die bestrebt sind, das Atom in immer kleinere Teile zu zerlegen, die zum Jon und dann zum Elektron gekommen sind. Hier wird umgekehrt gezeigt, wie weit man in der Kompression der Materie gehen kann.

Ueberaus interessant war auch der Vortrag, den der berühmte Japaner Noguchi, der in New York lehrt, in der dermatologischen Abteilung hielt über

Paralyse und Syphilis.

Daß die progressive Paralyse wirklich stets auf einer syphilitischen Erkrankung beruht, ist keineswegs mit Sicherheit nachgewiesen, wenn in sehr vielen Fällen der Zusammenhang auch ganz unverkennbar ist. Besonders wichtig sind die Versuche, die Noguchi mit der Züpfung von Kaninchen mit Syphilitis-erregern aus Paralytikergehirnen angestellt hat. Die Resultate waren verschieden, die Entwicklung der typischen

Verletzungen war gegenüber den durchschnittlichen Infektionen von Lebenden lange verzögert, aber die Infektion ist mit Sicherheit nachgewiesen. — Die Arbeiten Roguchis eröffnen neue Ausblicke für die Bekämpfung des Zentralnervensystems. Es ist schwer, den Keimen beizukommen, wenn sie sich im Hirn verkapstelt befinden; aber es ergibt sich eine aussichtsreiche Möglichkeit, ihnen auf chirurgischem Wege (durch Trepanation) näherzukommen.

Kleines feuilleton.

Ein Arbeiter spricht

Es gibt so elend kalte Stunden,
Die halten dich und packen fest,
So wie die räude Schar von Hundten
Das Ebelwild erst tot verläßt.
Die Räder ratterten wie üblich
Und zitterten im Schwergewicht,
Durchs Fenster mühte sich so trüblich
Das strahlenvolle Sonnenlicht.
Der Mitwelt brachte jede Hebung
Des Niesenfolbens Niesenlohn —
Der Dank für diese Neubelebung
Fraß einer armen Mutter Sohn.
Die Sägen sausten blank und glühend,
Ein hartgewach'nes Brett zersprang;
Und wie ein Feuersfunke plügend
Ins Aug' ein toller Splitter drang.
Der bohrte sich dicht an der Stirne
Ins Auge seinen wirren Lauf
Und wühlte sich empor zum Hirne,
Wo tausend Wunder gehen auf.
Das letzte Wunder war gekommen,
Das schöne bunte Netz zerriß
Und ist in Mißgewirr verkommen —
Den Tag beschloß die Finsternis.
Jedoch ob helle Sterne stiegen,
Die Weisheit, die ward keinem kund —
Ich sah ihn auf dem Boden liegen,
Zuckend wie ein zerkret'ner Hund.
Die Säge schnurrte weiter lustig —
Ein Eimer Wasser auf das Blut,
Sonst weiter nichts — jedoch das wußt ich,
Uns war es elendig zu Mut.
Die Räder gingen hurtig weiter,
Bis daß der liebe Abend kam
Und uns als freundlicher Begleiter
In seine Schummerhände nahm . . .

Max Barthele.

Astronomisches.

Dr. Alois Höfler. Himmelsglobus aus Modelliernehen (Verlag Teubner. Ausgabe I. Preis 1,50 M.). Ein überaus glücklicher und fruchtbarer Gedanke liegt diesem Lehrmittel zugrunde. Der angehende Himmelsbeobachter bekommt in vorliegender, billigster, Ausgabe das aus 12 kissenartigen, länglichen Zweiecken bestehende Globusnetz, das Laubfägemuster für das Holzgestell, die Kreiseinteilung für den Horizont und die Anleitung zur Benutzung des Globus. Er hat, an der Hand von genauen Anweisungen, das Ganze mittels Säge und Klebstoff zu einem schmucken Globus zusammenzufügen, der ihm bei Beobachtungen mit bloßem Auge das getreue Bild des Sternenhimmels Tag für Tag und Stunde für Stunde zeigt. Hier findet er über 400 Sterne, in Sternbilder geordnet. Alle wichtigsten, an der nördlichen Hälfte des Sternenhimmels sichtbaren Sterne haben hier Aufnahme gefunden.

In sinnreicher Weise vermeidet dieser Globus jene Mängel, die sonst den Sternelarien und Sternegloben eigen sind und für den Angeübten deren Benutzung sehr erschweren. Das Himmelsgewölbe erhebt sich über uns so, daß wir, in der Mitte desselben stehend, die Sterne an seiner Innenseite erblicken. Bringt man die Sterne an die Außenseite des gewöhnlichen Globus, so muß die Anordnung einzelner Sternbilder und ihrer Teile natürlicherweise verkehrt ausfallen, bringt man sie an eine ebene Sternkarte, so werden die Größen- und Lageverhältnisse verzerrt. Dieser Globus ist so eingerichtet, daß man in ihn hineinschaut, d. i. die Sterne in derselben gegenseitigen Anordnung erblickt wie am dunklen Nachthimmel.

Die Sternbilder sind hier an der Außenseite aufgezeichnet; die Sterne werden aber mit einer passenden Nadel durchstochen, sobald der Beobachter sie an dem wirklichen Himmel entdeckt hat. Und wenn man dann den Globus gegen das Licht hält und durch den scheinbar offenen Teil in das Innere desselben blickt, so zeigt sich der uns zugängliche gestirnte Himmel, wenn nicht in seiner wahren Pracht, so doch in wirklich getreuer Abbildung. Im Laufe eines

Jahres wird der fleißige Beobachter alle Sterne durchstechen können. Zugleich wird er eine Fertigkeit im Beobachten gewinnen, die durch keine theoretische Belehrung je beigebracht werden kann.

Die Anleitung ist klar und sachlich geschrieben, wie von dem trefflichen Pädagogen nicht anders zu erwarten ist.

Das Werk, das übrigens bereits in der zweiten Auflage vorliegt, kann in dreierlei Gestalt bezogen werden: 1. wie hier beschrieben, zum Preise von 1,50 M.; 2. mit dem fertigen Gestell für 3 M.; und 3. Gestell und Globus fertig zum Gebrauch für 4,50 M. Nicht nur des billigen Preises wegen möchten wir dem angehenden Liebhaber der Himmelskunde raten, zu der ersten Ausgabe zu greifen. Die paar Stunden, die er mit Anfertigung von Globus und Gestell verfringt, werden ihm auch einen Ueberblick über den Mechanismus des Ganzen verschaffen, der hier mehr denn irgendwo jede Einzelkenntnis begleiten muß.

V. Th.

Kulturgegeschichtliches.

Aus der Urgeschichte des Nagels. Mit der Urgeschichte des Nagels beschäftigt sich ein interessanter Bericht, der in der letzten Sitzung der Pariser Akademie der Wissenschaften vorgelegt wurde. Der erste Nagel, den der Mensch benutzte, war ein Tierknochen; die primitiven Menschenrassen kamen dann auch dazu, Fischgräten zu benutzen, und noch heute können wir bei manchen primitiven Völkern dasselbe beobachten. Als die Menschheit dann die Kunst erlernte, Metall zu schmieden, wurden die Nägel immer größer; in den Ruinen von Troja hat Schliemann Kupfernägel gefunden, die über drei Jahrtausende alt sind und von denen einige das unverhältnismäßig große Gewicht von 1190 Gramm erreichten, bei 25 Zentimeter Länge und 2 1/2—3 Zentimeter Dicke. In jenen Zeiten fertigte man Nägel von Größen an, die heute nirgends mehr hergestellt werden; erst bei den jüngsten Ausgrabungen in Paris fand man romanische Nägel, deren Länge nicht weniger als einen Meter betrug.

Das Einschlagen eines solchen Nagels war natürlich eine Kunst, und es lag nahe, dieser Verrichtung eine symbolische Bedeutung beizumessen, wie das im Altertum sehr oft geschah. Der Nagel wurde zu einem Symbol der Dauer und der Erhaltung, zu einem Zeichen der Untrennbarkeit, zu einem Werkzeug der Schicksalsgottheiten; und als Horaz die Notwendigkeit schildern will, beschreibt er sie als einen Nagel in der Hand haltend. Titus Livius berichtet, daß die alten Römer zur Erinnerung an große Ereignisse im Tempel der Minerva Nägel einschlugen, und in den Tagen des Septembers war das Einschlagen eines geweihten Nagels eine bedeutungsvolle religiöse Zeremonie, die das Staatsoberhaupt zu erfüllen hatte.

Manche abergläubische Vorstellungen begleiteten diesen Vorgang; altrömische Chroniken berichten, daß einst eine schlimme Pestepidemie dadurch verhindert wurde, daß im Tempel des Jupiters ein Nagel eingeschlagen wurde. Aber diese wohlthätigen Wirkungen des Nagels beschränkten sich keineswegs nur auf die Gesamtheit; auch der einzelne Mensch suchte die nach dem Aberglauben der Zeit dem Nagel innewohnenden Wunderkräfte sich nützlich zu machen. Mit dem Nagel schützte man Gräber, schlug man an der Stelle, an der der Kopf eines Kranken geruht hatte, einen Nagel ein, so war auf Heilung zu rechnen. Die Jahrhunderte haben mit diesem Aberglauben aufgeräumt und aus so stolzer Vergangenheit ist der Nagel zu einem nüchternen einfachen Werkzeug der Zweckmäßigkeit geworden.

Die Zeiten, da die Poeten die Nagelschmiede noch besangen, sind dahin, und mit ihr auch die Nagelschmiede selbst. Denn heute schneiden surrende Maschinen mechanisch Drähte zu Nägeln und versehen sie zugleich mit Spitze und Kopf. 1795 wurde das erste Patent für eine Maschine zur Herstellung von Nägeln erteilt.

Sprachkundliches.

Spottnamen als Familiennamen. Aus manchen Spottnamen sind Familiennamen hervorgegangen. Solche sind zum Beispiel: Langbein, Hühnerbein, Pauschack, Pimpel (= Schwächling), Unbehauen (= ungehobelt), Hopfenack (= Grobhack, weil der Hopfen in Säcke von ganz grober Leinwand gesteckt wurde), Schlömilch (= Schlegelmilch, d. h. Buttermilch, als Lieblingspeise des Benannten), Bratengeiger (= Vierfiedler, der um den Braten geigt), Wiskott und Simmergott (= weiß Gott! und so wahr mir Gott helfe! von Auskusen, die die Absherrern stets im Munde führten), Muschelhöft (nhd. = Spatenkopf), Dörwand (von einem, der mit dem Kopf durch die Wand will). Hierher gehören namentlich zahlreiche Sagnetnamen wie Hassenflug (= haffe den Flug, von einem Bauern, der des Fluges überdrüssig geworden ist), Schlagintweit (= schlag ins Weite), Wildendüwel (= heiß den Teufel, von einem Menschen, der sich vor dem Gottheibens nicht fürchtet), Hebenstreit (= erhebe den Streit, von einem Aufstößigen), Schneidewin (= durchschneide den Wind, von einem Landstreicher), Suchenwitz, Finkelstler, Schludeber, Störbecker (= stürz den Becher) u. ä. (von unmäßigen Trinkern), Neumschüssel (= räume die Schüssel; von einem tüchtigen Esser), Flugimanz (von einem flotten Tänzer) usw. Viele dieser Namen tragen noch deutlich das Gepräge der wilden Zeit des Faustrechts und der Landstreicherkämpfe an sich, die sie hervorgebracht hat. So heißen bei Hugo von Trimberg (um 1800) Schnapphähne Rimmervoll, Schindengast (Gast = Fremdling), Leer-en-beutel, Käl-en-Sad. Imme (Essen).